**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 31 (1941)

Heft: 5

**Artikel:** Der Mann auf dem Turm

**Autor:** Zinniker, Otto

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634545

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Später wurde man schon kühner. Entweder wurde der mehr und mehr verhaßte Jupon irgendwo versteckt, um ihn gerade vor der Rückfehr in zivilisierte Gegend wieder anzustülpen. Oder er verschwand zu geeigneter Zeit für die Dauer des Tages im Rucksack.

Aber das tiefgewurzelte Borurteil gegen die Stihose verstarb trot allem eines schönen Tages. Und dazu eines sansten Todes. Eben weil er Borurteil gewesen war. Die Ersenntnis des einzigartigen Wertes einer wirklich zweckmäßigen Sti-Bestleidung setzte sich mit einem Male erstaunlich rasch durch. Die

schweizerische Qualitätsindustrie verstand es, hübsche, kleidsame Modelle zu schaffen; die ungefügen Schuhe verbesseren zusehends ihr Aussehen; die verpönten Hosen sahen nun viel geziemender aus als der vorsündssutliche Jupon.

Und schließlich entdeckte man bei jeder Ausreise vergnüglich schmunzelnde Mienen würdiger Damen, die sich an den unternehmungsfreudigen "Mittelaltern" freuten und ihnen ein frohes Scherzwort auf den Weg mitgaben, mit welchem wir, gleich einem Motto, diese kleine Plauderei schließen wollen:

"Er hend au rächt, ... gönd so sang as er chönid!" Agnes von Segesser.

### Wie alt ist der Schlittschuhsport?

Durch die eingetretenen günftigen Eisverhältnisse ist der Schlittschubsport wieder zu großer Blüte gelangt. Dabei drängt sich manchem zweisellos auch die Frage auf, seit wann die Menschen eigentlich diesem Sport huldigen. Im Jahre 1743 wurde darüber geschrieben:

"Schlittschuh, Schrittschuh ift eine Schuhsohle von Holz, so unten mit einer Schiene von hartem Eisen versehen, welche man unter die Füße bindet und damit über das glatte Ens mit großer Geschwindigkeit hinlauffen kan. Die Holländer sind große Meister auf Schrittschuhen zu lauffen und ist dieses für beiderlen Geschlechts junge Leute im Winter ben ihnen tägliche übung."

Aber schon lange vorher hat man in Mitteleuropa den Schlittschuh — althochdeutsch: "scitescuoch", also Schrittschuh — benutt. In Pahlbauten vorgeschichtlicher Jahrhunderte fand man Schlittschuhe, die dazu dienten, im Winter im Umfreise

der seeumgebenen Pfahlhütte das Eis zwecks Uferbesuch, zur Fischerei und Seejagd zu befahren. Man verfertigte biese Schlittschuhe, von denen in Museen noch schöne Exemplare zu sehen sind, aus Knochen, zumal aus Pferdebeinknochen. Sie gehen bis in die Steinzeit zurück. "Modernere", etwa aus ber Bronzezeit oder Früheisenzeit, waren bereits zur Durchführung eines Lederriemens durchbohrt. Man trieb sich auf diesen zum Abstoßen wenig geeigneten Schlittknochen mit Stachelftoden, ähnlich wie heute beim Stifahren, vorwärts. Man vermutet fogar, daß man zwischen zwei Stoffteden ein Tuch ausspannte, so daß der Wind beim Vorantrieb half, wie es noch heute beim Eissegeln geschieht. Snorri Sturleson erwähnt in der "Edda" solche "Eisknochen". Noch aus dem Jahre 1820 wird berichtet, daß Kinder in vereiften Rinnsteinen auf einzelnen Knochen "geschlittert" find. Sie stellten einen Jug darauf und stießen sich wie beim Rollschuhfahren mit dem andern Fuße ab.

## Der Mann auf dem Turm

Von Otto Zinnifer

Leo Känzig unterrichtete uns am Seminar in deutscher Sprache, Geschichte und Pädagogik. Er steht beim Großteil meiner damaligen Kameraden in zwiespältiger Erinnerung. Sein umfassendes Wissen auf allen erdenklichen Gebieten war zwar über jede Nörgelei erhaben, ebenso vermochte sein logisches Denken gewaltig zu imponieren. Fatal war nur, daß Känzig des seelischen Schwunges, der Wärme, des inneren Kontaktes mit seinen Zöglingen entbehrte. Das Leben, das er so schaft durchschaute, rächte sich an ihm, indem es an seiner Person vorüberging, ohne von ihr gebührend Notiz zu nehmen. Etwas Daseinsstemdes, Grämliches, Müdes und Stehengelassenes kauerte hinter seinen dicken Brillengläsern.

Sein Stundengeben vollzog sich gleichsam auf der Spitze eines Turmes. Auf der untersten Stuse des Treppenaufganges saßen wir, seine Schüler. Wir waren keineswegs zu beneiden. Denn immer, wenn wir uns dem Turme näherten, um von weit oben, aus dem fast Unsichtbaren, mit verzwickten Lehrstäten, Daten und Begriffen berieselt zu werden, beschlich uns ein Gefühl der Unzusänglichkeit und des Richtgenügens, weil all unser Fleiß durch die Standreden des Mannes auf dem Turm zuschanden geritten wurde. Unsern ehrfürchtigen Gruß erwiderte er mit einem bestrembeten, kaum wahrnehmbaren Nicken seines mächtigen Kopfes mit der Löwenmähne und der etwas knolligen Nase. Nie faßte er uns freundlich ins Auge, sein Blickging an uns vorbei in irgendwelche Ferne.

Um Känzigs Erscheinung wob die Legende. Altere Semester wollten wissen, der Gefürchtete sei fromm bis in die Knochen, dagegen geschehe es zuweilen, daß er sich aus überdruß an dieser Welt in aller Heimlichkeit einen Bombenrausch antrinke; andere behaupteten, Känzig sei dreisacher Träger des Doftortitels. Alles konnte seine Richtigkeit haben. Sicher war jedenfalls, daß es ihm keine Schwierigkeit bereitet hätte, uns ebensogut in Latein und Griechisch, in Physis und Chemie, in Botanit und Joologie Unterricht zu erteilen. Er war eine wandelnde Enzyklopädie, die sich ein Bergnügen daraus machte, uns ihre überlegenheit mit träsen Umschreibungen ins Bewußtsein zu hämmern. "Stumpfsinnige Tröpfe!" lautete eine dieser lieblichen Bezeichnungen.

Wenige Wochen nach dem Eintritt ins Seminar übten die schonungssosen, summarischen Titulaturen freilich feinen Sindruck mehr auf uns aus. Man nahm sie hin wie Sonne und Regen, man gewöhnte sich an sie wie an das Ticken der Wanduhr und war höchstens verwundert, wenn sie einmal für eine Stunde ausblieben. Känzig sorgte übrigens auch sonst dafür, daß die jungen Bäume nicht allzu sehr in die Afte schossen. Wenn sich einer der Schüler etwas Besonderes herausnahm, dann drückter ihn mit Spott so gründlich in den Senkel, daß ihm für lange das Murren abhanden kam.

Die unterste Seminarklasse stand zu jener Zeit noch unter Rauch- und Wirtshausverbot. Um ersten Tage nach der Beförderung in den obern Kurs brannte ich mir in Wahrnehmung des neuen Rechtes gerade in dem Augenblick beim großen Bortal einen würzigen Stumpen an, als Känzig durch den Innenhof geschritten kam. Er trat auf mich zu wie ein Richter über Tod und Leben und fragte platonisch und klar: "Weinst, du seiest jetzt erwachsen?" Weiter kein Wort, keine Silbe. Aber die höhnische Bemerkung traf mich derart, daß ich bis zum Abgang aus dem Seminar kein Rauchzeug mehr in die Finger nahm.

Benn Känzig eine Klausur anordnete, halfen wir uns daburch, daß wir die geforderte Arbeit von der ersten bis zur letzten Zeile aus den hinter dem Küden des Vordermannes aufgeschlagenen Büchern und Heften bedenkenlos abspickten. Der Bächter auf dem Turm war viel zu weit entsernt, den Betrug zu merken. Auch wenn er dozierte, was meistens nach einem auch uns bekannten Lehrbuch geschah, verschmähten wir es, angestrengt nach der Turmspitze zu horchen und die verschachtelten Sätze nachzustenographieren. Da wir Känzigs Abfragespstem burchschaut hatten, wußten wir nämlich zum Voraus nabezu mit Sicherheit, wer in der nächsten Stunde ausgerusen wurde, und trieben deshalb allersei Unfug, zeichneten Karisaturen, ließen Zettel durch die Bankreihen wandern, sasen Komane. Und der Mann auf dem Turm sah und merkte von allem nichts. Oder stellte er sich bloß so?

Troh allem, was uns an Känzigs Wesen abstieß, bewahrte ich ihm eine geheime Berehrung, die durch nichts zerstört und verschüttet werden konnte. Denn irgendwie fühlte ich, daß er im Grunde doch nur auf unser Wohl bedacht war und uns durch schröße, von ihm als richtig erkannte Erziehungsmethoden zu tüchtigen Männern berandilden wollte. Und je länger ich ihn von unserer Treppenstuse aus beobachtete, umso eher war ich bereit, seine Bergrämtheit auf ein verborgenes Leiden, vielleicht an sich selber, vielleicht am Zerfall der Kultur und am Niedergang der West zurückzusühren. Möglicherweise hätte er viel darum gegeben, seiner Epoche nicht so sehn daß ich mich unauffällig zur Seite drückte, wenn die Kameraden über ihn wetterten.

Als mir Känzig zu Beginn einer Deutschstunde einen Hausaufsch zurückgab, an dem ich sorgfältig gearbeitet hatte, glaubte ich in seinen Augen einem zustimmenden Lächeln zu begegnen. Das schweigende Festhalten des Heftes, das sekundenlange Zögern in dessen Herausgabe, nachdem ich doch bereits darnach gegriffen hatte, um es an mich zu nehmen, sagte mir, daß er mit meiner Leistung zusrieden war. Bon da an wäre ich für Känzig, der niemals ein Lob über seine Lippen ließ, durchs Feuer gegangen.

Ein anderes Borfommnis ist mir noch tieser im Gedächtnis basten geblieben. In unserer revolutionären Rlasse herrschte arge Unzufriedenheit darüber, daß uns Känzig während eines vollen Quartals an Lessings "Laokoon" mit Grammatik plagte. Us wir mit mörderischem Bohren und Zergliedern in der geseilten Saskunst des Dichters ungefähr dis zur Mitte des uns für alle Zukunst verleideten Werses vorgedrungen waren und der Mann auf dem Turm noch immer keine Anstalten machte, demnächst Gesechtsabbruch zu blassen, lief ein Sturm der Entzüstung durch die Klasse. Einige stellten sich fortab unwissen und verweigerten jede noch so simple Antwort, andere traten in Streit, indem sie sich am Tage der verhaßten "Laokoon"-Stunde krant meldeten. Schlimmes ahnend, saste ich mir ein Herz und läutete eines Abends an Känzigs Wohnung.

"Was wünscheft du?" fragte der Gewaltige, nachdem er mir in seiner über und über mit Büchern und Zeitschriften umstellten Gesehrtenstube einen Stuhl angewiesen hatte.

"Ich möchte gerne mit Ihnen sprechen."

"So?" lud er mich nicht eben fehr freundlich dazu ein.

Und dann erklärte ich ihm bündig, daß es mit dieser Art Grammatikuntrricht nicht weitergehen könne, daß das ewige Einerlei der Syntax uns abstumpse, daß wir den "Laokoon" bis zum Halse hinauf satt hätten, und daß wir es durchs Band weg als schweren Mangel empfänden, in der Deutschstunde nicht über die Klassifer hinausgeführt zu werden. Man erwarte doch häter ganz bestimmt von uns, daß wir auch in der neueren Literatur Bescheid wüßten; indessen sei beispielsweise eines Gotthelf, Keller oder Meyer noch nie im leisesten Erwähnung getan worden.

Hier hielt ich inne. Känzig, der mit keiner Miene verriet, was hinter seiner breiten Stirne vorging, betrachtete mich aus matten, entzündeten Augen. Ein peinliches Schweigen kroch zwischen uns auf, und ich gewahrte eigentlich erst jetzt, welche Unverschämtheiten ich ihm ins Gesicht geschleudert hatte. Endlich erkundigte er sich gelassen: "Ist das deine private Ansicht oder erhebst du diese Vorwürfe als Sendling der Klasse?"

Ich berichtete der Wahrheit gemäß, daß ich den Weg hierher aus eigenem Antrieb gefunden hätte, daß die Verstimmung unter meinen Kameraden jedoch bis zum Außersten gediehen sei.

Känzig dachte eine Weile nach, und es war, als würde in dieser Minute unser Schickal entschieden. Dann holte er zum Schlage aus. "Eingebildete Gesellschaft, die nie etwas Bernünstiges gelernt hat!" kanzelte er mich ab. "Ihr glaubt wahrscheinlich, ihr besändet euch in einer Vergnügungsanstalt? Aber da irrt ihr euch sehr! Meine Arbeit an euch undankbaren Elementen richtet sich genau nach den Borschriften des Lehrplans und nicht nach den Wünschen von ein paar naseweisen Grünschnäbeln. — Aber man kann sich den Fall ja immerhin einmal überlegen", sehte er nach einer kleinen Pause hinzu. "Sonst noch etwas?"

Ich verneinte, worauf ich mit einer müden, zur Türe weisenden Handbewegung entlassen wurde.

Wie staunte ich und wie fuhren die Röpfe überrascht in die Höhe, als Ränzig etwa eine Woche nach dieser Aussprache den "Laosoon" in Ruhe ließ und uns die Dichtgattung der Ballade zu erläutern begann. Das Objekt, das er zu diesem Zwecke heranzog, war Conrad Ferdinand Meyers Ballade "Die Füße im Feuer". Wir gingen freudig mit, und allen schien, der sonst so mürrische Wann auf dem Turm sei um eine Stuse zu uns heruntergestiegen.

Die Herrlichkeit war leider nur von furzer Dauer. Einige unzulängliche Antworten aus unsern Reihen, eine Berfinsterung dort oben auf der Turmspike, und schon war aus dem Sonntag wieder grauer, beschwerlicher Werktag geworden. Das Hergebrachte und Ausgeleierte trug über den Anreiz des Neuen den Sieg davon, und Känzig plantschte grämlich im alten, abgestandenen Fahrwasser. Der Ausslug in schönere Gesilde war nur dazu gut gewesen, uns den Speck durch den Mund zu ziehen.

So atmeten wir denn auf, als die Seminarzeit um war und wir von Känzigs fäuerlichen Methoden befreit wurden. Wir durften gehen, wir hatten hier auf einmal nichts mehr zu suchen. Irgendwo, in irgendeinem Dorfe fanden wir eine neue Heimat unter fremden Menschen.

\* \* \*

Zwei Jahrzehnte sind ins Land gegangen, ohne daß ich Känzig seither gesehen hätte. Es stellte sich keine Gelegenheit ein, ihm für das Empfangene meinen Dank abzustatten. Das letzemal hörte ich aus der Zeitung von ihm, als er ziemlich geräuschlos vom Lebramt Abschied nahm. Und dann flog mir eines Tages die Einsadung zu einer Hochzeitsseier ins Haus. Ich sagte umso rascher zu, als ich mit Bestimmtheit annehmen durste, dei dem festlichen Ansaß meinem alten Lehrer Känzig zu begegnen. Lange zum voraus füllte ich ein Blatt mit Bersen, mit denen ich die Hochzeitsgesellschaft zum Lachen bringen wollte. Ich wandte alle Sorgsalt auf Keim und Khythmus, um vor dem strengen Richter auf dem Turm in Ehren bestehen zu können.

Die Begrüßung fiel recht förmlich aus. Känzig, der fich in der Zwischenzeit kaum merklich verändert hatte, war offenbar nicht bei bester Laune und beslissen, von dem einstigen Schüler Distanz zu wahren. Ernüchtert verlegte ich mich auss Warten. Aber es fügte sich dann doch alles zu gutem Ende. An der großen, mit Blumen übersäten Tasel kam unter den erlesenen Speisen und Getränken eine ungezwungene Fröhlichkeit auf. In geistvoller, akademischer Rede entbot dem jungen Schepaar als erster der betagte Känzig väterlichen Segenswunsch. Mit etwas brückig gewordener, leicht näselnder Stimme griff er auf Kaiser Augustus zurück und legte am Beispiel der Römer die Bedeutung der Familie für das Staatswesen dar. Obwohl sein Herz mitschwang, beherrschte schärfste Logik die wohlgebauten, reichlich mit lateinischen Zitaten durchsetzen Sakperioden. Mir war, als säße ich nochmals auf der untersten Stuse jenes Turmes, dessen Schwiegersohn, einem Dottor der Naturwissenschaften, den er heute zum erstenmal mit "du" ansprach, gab er solgende Worte mit auf den Weg:

"Die Familie ist es, die unsern Zeiten nottut. Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt. Wenn Ehen nicht glückliches Familienleben werden, so bringst du vergeblich das Höchste in deinem Beruse hervor, du reichst es einem Geschlechte, das sittlich verkommt und nicht mehr fähig ist, solche Gaben zu schätzen. Wer ganz und rein auf dem Boden der Familie steht, dabei auch den Nachbarn nützt in gemeinschaftlichen Angelegenheiten und gewissenhaft dem Ruse des Staates solgt, wenn es die Umstände ersordern, der lebt sich selber und allen Zeiten. Darauf hebe ich mein Glas."

Besehrend und ermahnend bis zum überdruß, aber sachlich und präzis wie immer auf dem hohen Turm. Verdammt doch auch, daß Känzig die Schulmeisterei selbst an einem solchen Tage nicht lassen konnte!

Es fam nach ihm noch ein halbes Duzend Redner aus der engeren und weiteren Berwandtschaft an die Reihe, und ganz zuletzt sagte ich meine Berse her. Ich achtete auf einen klaren Bortrag und gudte von Zeit zu Zeit auf Känzig, um an seinem Gesicht, an seiner Körperhaltung die Wirtung der Reimerei zu ermessen. Aber ich schaute umsonst, denn Känzig saß da mit der Eingefrorenheit eines Denkmals.

Später dann, als fich die Taselrunde zu lichten begann und die Berbliebenen auf Geheiß der Neuvermählten näher zusammenrückten, fand ich mich unversehens an Känzigs Seite.

"So, so, das freut mich, Sie wieder einmal zu sehen", redete er mich unerwartet seutselig an. In seinen Augen schimmerte ein Lächeln auf wie damals, als er mir ohne jede fritische Bemerkung den Schulaussatz zurückerstattete. Ein Wort gab das andere, und im Handumdrehen steckten wir mittendrin im Erzählen. Dabei siel mir auf, wie genau der Mann auf dem Turm, sür den wir Schüler scheindar nichts als Nullen gewesen waren, über das Ergehen jedes Einzelnen von uns Bescheid wußte. Und wie staunte ich, daß der grämliche Mann selbst über dem Leben eines auf Abwege Geratenen noch ein mildes Hossnugslicht ausseltzt zuch brachte die Unterhaltung auf einen Seminarfameraden, dessen unverfrorene Leidwerterei gar oft den Jorn der Lehrer herausgesordert hatte.

"Seute bewährt er sich ausgezeichnet; ein Mann, der das ganze Dorf um den Finger wickelt", erledigte Känzig diesen einst hoffnungslosen Fall. "Übrigens", suhr er sort und streiste mir mit der Hand die Schulter, "haben auch Sie uns die eine und andere Sorge bereitet. Heute kann ich Ihnen ja sagen, daß ich bei meinen Kollegen manches zu Ihren Gunsten einzurenken hatte."

"Das ift mir völlig neu, Herr Känzig!" versette ich, wie aus den Bolken gefallen.

"Der Hausauffat, die neuere Literatur, das waren ja eigentlich ganz nette Dinge, wenn man darob die andern Fächer nicht vernachläffigt hätte", spöttelte er.

"Und erst die Ballade, Conrad Ferdinand Meyer!" stach ich zu.

Er hüftelte und nahm einen Schluck, um die böse Erinnerung an unsere Klasse hinunterzuschwemmen. Dann lachten wir einander befreit und herzlich zu über längst Bersunkenes und Totgeglaubtes hinweg.

As auch die Seßhaftesten aufbrachen, begleitete ich meinen alten, verkannten Lehrer an den Wagen und winkte ihm, als die Türe schon zugezogen war, ein frohes Lebewohl.

# Unser Obstbau im Dienste der Volksernährung

H. Sp. Wir besitzen in unserem Land über 12 Millionen Obstbäume. Früher konnte ein großer Teil des überschüssigen Obstes als Wostobst exportiert werden. Es sehlte in unserem Obstbau an Ziel, Planmäßigkeit und an der Pssege.

Als der Mostobsterport zurückging, blieb nichts anderes übrig als das minderwertige Obst, das sich nicht anders verwerten ließ, in Branntwein umzuwandeln. Die Branntweinproduktion stieg und die Preise sanken.

Im Jahre 1932 trat das neue Alfoholgeset in Araft. Daburch waren die gesetslichen Grundlagen geschaffen, unseren Obstbau umzustellen, d.h. besseres, haltbares Obst zu produzieren und neue, volkswirtschaftlich wertvollere Berwertungsarten als das Brennen, einzusühren.

Seit 1932 konnte nun großzügig und planmäßig, zum Wohle des ganzen Bolkes, an den großen Aufgaben gearbeitet werden.

Die nachfolgenden Bilder geben einen Einblick in diese Arbeiten.

Der planmäßige Obstbau hat in den letten Jahren unge-

ahnte Fortschritte gemacht. Systematische Baumpflege, unermüdliche Auftlärung und mit viel perfönlicher Opferfreudigkeit und Hingabe geleistete Arbeit hat sehr wertvolle Ergebnisse gezeitigt. Die Fortsetzung dieser Bestrebungen wird leider durch die am 9. März zur Abstimmung tommende fog. Revalinitiative gefährdet. Diese Initiative ist ebenso verhängnisvoll für die Landwirtschaft wie für die Bundesfinanzen und insbesondere für alle die idealen Bestrebungen, deren Ziel es war, den Obstbau zu heben und den Absatz des Obstes durch die alkoholfreie Obstverwertung zu fördern. Diese Initiative will, kurz gesagt, die alte Brenn "freiheit", d.h. einen volkswirtschaftlichen Migbrauch wieder einführen, für den das Wort "Freiheit" zu Unrecht ausgebeutet wird. Heute, wo jeder Quadratmeter Boden für die Bolksernährung ausgenutt werden soll, wäre es geradezu ein Unglück, wenn unser Obst — nur weil es dazu weniger Arbeit und Mühe braucht — wieder in den Brennhafen wandern follte. Es ist höchst bedauerlich, daß gerade heute, da alle Kraft für das Gemeinwohl des gesamten Bolkes mobilifiert werden foll, eine eigennützige Initiative lanciert wird, die einem am politischen Weitblick des Schweizervolkes zweifeln laffen könnte.